

## **Gemeinsam sind wir stark** Eine Utopie wird Wirklichkeit!\*

*Udo Fr. Schmäzle OFM*

„Die Bürgergesellschaft ist die Atemluft der Freiheit. Wenn man in einer freien Gesellschaft leben will, dann lebt man in einer Gesellschaft, die die Bürger selber gestalten.“<sup>1</sup> Mit dieser Utopie eröffnete Ralf Dahrendorf seinen Vortrag auf dem vierten Treffen der Europäischen Freiwilligen-Universität in Freiburg. Wie den Armen dieser Welt diese „Atemluft der Freiheit“ bekommt, können wir täglich den Medien entnehmen. Utopien können blind machen und den Blick für die soziale Wirklichkeit verstellen. Die Vision von der freien Bürgergesellschaft verkommt zum Sedativum, wenn sie dazu verleitet, von ressourcenschwachen Menschen gebetsmühlenartig zu fordern, dass sie ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen müssen.

In diesem Beitrag geht es um eine andere Utopie. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern: Immer mehr Menschen verarmen. Die traditionelle Wohlfahrtspflege ist am Ende. Manche prognostizieren bereits einen Pflegenotstand. Die Hoffnungen in dem neu ausgerufenen aktivierenden Sozialstaatsmodell richten sich auf neue Formen eines „Bürger-Profi-Mixes“, in dem sich Freiwillige, Ehren- und Hauptamtliche in überschaubaren Lebens- und Sozialräumen organisieren und lokale Sozialprojekte entwickeln. Diese Diskussion wird auf nationaler und internationaler Ebene geführt. Josua Cohen von der Stanford University spricht in seinem Vorwort zu „Making aid work“ die Ohnmacht globaler Entwicklungs- und Sozialpolitik an und setzt die ganze Hoffnung auf lokal verantwortete Projekte an der Basis: „To work on the ground, get ‚inside the machine‘ and simply try things out and see what works“.<sup>2</sup> Cohen nimmt dabei Sozialräume in den Blick, in denen eine gruppen- und gemeinwesenvermittelte Gegenseitigkeitskultur Gestalt gewinnen kann, eine Kultur, die Hamberger folgendermaßen beschreibt:

„Sozialraum ist der von Menschen angeeignete und in der ‚Auseinandersetzung erfahrene Raum, den ich kenne, in dem ich mich auskenne, ein Raum, in dem ich über Beziehungen verfüge, auch über Ressourcen, in dem es Probleme gibt; er ist also der Raum, in dem ich konkret meinen Alltag bewältigen muss, im Kontext der Vorgaben zwischen dem, was die

---

\* Der Beitrag wurde zuerst veröffentlicht in: Udo F. Schmäzle, *Gemeinsam sind wir stark – eine Utopie wird Wirklichkeit*, in: *Neue Caritas* 15 (2008), 9-14.

<sup>1</sup> Ralf Dahrendorf, *Der Beitrag der Bürgergesellschaft an der Gestaltung Europas*, in: Eugen Baldas / Helmut Schwalb/Werner Tzschetzsch (Hg.), *Freiwilligentätigkeit gestaltet Europa. Kooperation in Theorie und Praxis*, Freiburg 2001, 72-84: 72.

<sup>2</sup> Josua Cohen, *Foreword*, in: Abhijit V. Banerjee (Hg.), *Making aid work*, London 2007, IX-XV: XIV.

Strukturpolitik an Wohnmöglichkeiten, an Arbeitsmöglichkeiten bietet, was vielleicht an Spielflächen eingerichtet ist, was an Traditionen in einem Dorf oder in einem Stadtteil herrscht.“<sup>3</sup>

Theodor Strom, der Nestor der Diakonie in der evangelischen Theologie, entwickelt ähnliche Visionen. Er hat sich mit der Rede des Sozialreformers Johann Hinrich Wicherns auf dem Kirchentag zu Wittenberg 1848 beschäftigt, die als „Wichern I“ zum Startschuss für die evangelische Diakonie wurde. Für die Gegenwart macht er sich zum Anwalt für ein „Wichern III“ mit neuen Koordinaten für die zukünftige Arbeit von Diakonie und Caritas. Nach außen ist für Strohm „diakonische Arbeit (...) heute nicht mehr ohne Bündnisse, Vernetzungen und Zusammenarbeit mit anderen sozial engagierten Verbänden, Gruppen und einzelnen Menschen möglich“<sup>4</sup>. Er plädiert für eine ökumenische Vernetzung und Kooperation mit nichtkirchlichen Einrichtungen. Innerhalb der evangelischen Kirche seien verbandliche, gemeindespezifische und selbsthilfeorientierte diakonische Aktivitäten zusammenzuführen. Jenseits von Kongressen und der Rabulistik wohlklingender Leitbilder müsse die Theorie in die Praxis hinein dekliniert werden.<sup>5</sup> An diesem Projekt arbeiten seit dem II. Vatikanum auch die Vertreter einer diakonischen Pastoral in der katholischen Kirche.

1. „Er sah ihn, und ging weiter“ (Lk 10, 23): Beim „Glotzen“ darf es nicht bleiben!

Das Projekt „Diakonie im Lebensraum der Menschen“, dessen Ergebnisse bereits unter dem Titel „Menschen brechen auf – Gemeinden und Caritas bilden Netze“<sup>6</sup> veröffentlicht wurden, hat eine lange Geschichte. Stefan Schohe und Rudolf Devic kommen in ihrem Beitrag auf sie zu sprechen.<sup>7</sup> Dieses Projekt verdankt sich in den Anfängen nicht den Expertisen von Theoretikern, sondern dem Ringen von Praktikern in Caritas und Pastoral, die seit dem Konzil daran arbeiten, dass zusammenwächst, was zusammengehört: Diakonie und Pastoral. Lange vor der Enzyklika „Deus caritas est“ haben sie die Zeichen der Zeit erkannt und – manchmal belächelt oder gar verdächtigt – an einer Diakonisierung der Pastoral gearbeitet und vor Ort in Projekten Erfahrungen gesammelt. Nur so ist es zu verstehen, dass wir in einer ersten

---

<sup>3</sup> Matthias Hamberger, Lebenswelt orientierte Jugendhilfe und das Arbeitsprinzip der Sozialraumorientierung, in: Ev. Erziehungsverband (Hg.), Jugendhilfe im Sozialraum, Hannover 2000, 25f.

<sup>4</sup> Theodor Strohm, „Wichern III“. Die neue Kultur des Sozialen, in: ZEE 42 (1998), 171-175: 172.

<sup>5</sup> Einen Beitrag dazu leistet das ökumenische Kooperationsprojekt „Kirche findet Stadt“, vgl. Udo Schmäzle, Kirchen als Solidaritätsstifter, in: Dokumentation: Kirche als zivilgesellschaftlicher Akteur in Netzwerken der Stadtentwicklung: Erfahrungen – Handlungsempfehlungen – Perspektiven, Berlin 2013, 26-30.

<sup>6</sup> Udo Fr. Schmäzle mit Stefan Schürmeyer, Torsten Gunnemann, Menschen brechen auf - Gemeinden und Caritas bilden Netze. Qualitative Analysen zu 22 Projekten in lokalen Lebensräumen, Münster 2009.

<sup>7</sup> Stefan Schohe/Rudolf Devic, Der soziale und der pastorale Raum sind eins, in: Neue Caritas 15 (2008), 15-18.

Erhebung bei den Caritasverbänden und Seelsorgeämtern der Diözesen auf 353 sozial- und lebensräumliche Projekte gestoßen sind. „Wichern III“ – die Forderung von Stroh – ist damit bereits im Kommen!

Schon 1968 griff ein Studientag das Thema „Caritatarbeit der Kirchengemeinden“ auf. Konfrontiert mit Ballungszentren, Neubaugebieten, sozialen Brennpunkten und der anstehenden Integration von Gastarbeitern und Immigranten setzte man große Hoffnung auf eine caritative Mobilisierung der Pfarrgemeinden. Damals war den Verantwortlichen schon klar, dass weder Verbände, noch andere überregionale Organisationen in Kirche und Staat mit ihren Maßnahmen im Vergleich zu den Kirchengemeinden die Reichweite und Tiefenwirkung entwickeln konnten, um auf Augenhöhe mit den Armen ihre Probleme zu lösen. Die Auswertung erster Projektberichte durch Hannes Kramer und Walter Dennig fiel jedoch sehr ernüchternd aus:

- In den Kirchengemeinden fehlt eine umfassende Reflexion sozialer Problemsituationen.
- Die Arbeit der Gemeinden mit „Problemzielgruppen“ wird als besonders schwierig bezeichnet.
- Eine klare Zielorientierung wird vermisst.
- Rolle und Selbstverständnis des Sozialarbeiters in der Kirchengemeinde bleiben unklar.
- Deutlich zeichnen sich bereits damals die Grenzen gut gemeinter Aktivitäten von Ehrenamtlichen ab.
- Die mangelnde Zielorientierung gründet in einem unreflektierten Gemeindeverständnis.<sup>8</sup>

Die beiden Autoren sprechen schon damals von Ziel- und Rollenkonflikten, von Autoritäts- und Interessenkonflikten. Ohne diese klaren Worte und den Mut, mit kleinen Gruppen gemeindecaritative Projekte zu starten, wäre vermutlich nie der Prozess in Gang gekommen, der letztendlich auch zum Forschungsprojekt geführt hat.

## 2. Jemand muss die Lunte legen

Das Lamento ist bekannt. Mitarbeitende der Caritas klagen, dass die braven Kirchgänger in den Pfarrgemeinden vom Haupt bis zu den Gliedern den Überlebenskampf nicht mitbekommen, in dem viele Menschen in den entsprechenden Sozial- und Lebensräumen stehen. Umgekehrt stellen Insider fest: Die Institutionalisierungs- und Professionalisierungswelle in der Verbandscaritas habe dazu geführt, dass die Gemeinden aus ihrer caritativen Verantwortung ausgestiegen sind. In den Projekten, die wir untersucht haben, wurde dieses Schwarze-Peter-

---

<sup>8</sup> Vgl. Hannes Kramer/Benno Schindwein, Entstehungsbedingungen der Veröffentlichung, in: Hannes Kramer/Walter Dennig (Hg.), Gemeinwesenarbeiter in christlichen Gemeinden, Berichte – Analysen – Folgerungen, Freiburg i.Br. 1974, 3-13: 7.

Spiel beendet. Entscheidend ist nicht wer die Lunte legt, sondern dass jemand die Augen aufmacht und sagt: So kann es nicht weiter gehen!

In acht Projekten ging die Initiative eindeutig von den Mitarbeitenden der Pastoral aus, in sieben von Verantwortlichen in der verbandlichen Caritas. Bei der exakten Analyse hat sich dann gezeigt, dass in 14 von 22 Fällen schon vor Projektbeginn Verband und Gemeinde miteinander kooperierten. Der Startschuss von der Arbeit kam in den meisten Fällen von Menschen, die in Gemeinden und Verbänden engagiert waren und als Christinnen und Christen die materielle und kommunikative Not von Menschen, denen sie tagtäglich über den Weg gelaufen sind, verbessern wollten.

Folgende inhaltliche Schwerpunkte prägten die Arbeit in den 22 Projekten:

- Hilfen in Familien, der Erziehung oder der Pflege (4 Projekte),
- Kinder und Jugendarbeit (3 Projekte),
- Integration von Migrant\*innen (3 Projekte),
- Präventiv-offene Stadtteilarbeit (8 Projekte),
- Besuchsdienste, Frauenarbeit, Alleinerziehende (4 Projekte).

Dabei richtete sich in fast allen Projekten die Initiative nicht auf eine konfessionelle Klientel, sondern war für alle Bewohnergruppen offen. In der Mehrzahl der Projekte stimmten der Lebensraum der Bewohner und das Projektgebiet überein. Natürliche Verbündete in der Lebensraumarbeit waren die Institutionen im Raum, die ebenfalls im sozialen Bereich tätig waren, und nicht in Konkurrenz zu den Initiatoren standen. Dazu gehörten Ämter, Schulen, Kindergärten, Polizei, karitative Gruppen, Bürgerinitiativen, zum Teil auch andere Wohlfahrtsverbände und Wohnungsbaugesellschaften. Die ökumenische Zusammenarbeit hält sich in Grenzen.

### 3. Gemeinsam sind wir stark! Vom Gegeneinander zum Miteinander im Haupt- und Ehrenamt, in Pfarrgemeinde und Verband

Ein weiteres Problem, auf das bereits Hannes Kramer gestoßen ist betrifft die Kooperation zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen. Die einen fürchten um ihre Arbeitsplätze, die anderen kommen mit ihren Kompetenzen nicht zum Zuge. Auf diesem Hintergrund haben wir am Beginn in den Projekten mit einem großen Konfliktpotential gerechnet und den Leitfaden für die Gespräche entsprechend ausgelegt. Es kam anders. Die Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen empfanden die Interviewten durchweg als geglückt. Die Arbeit an den konkreten Problemlagen schweißte alle Beteiligte zusammen und führte zu Erfolgserlebnissen, die niemand am Beginn für möglich gehalten hätte, z.B. wenn Kinder in dem Geldener Stadtteilprojekt selbst ihren Lebensraum in Verantwortung nahmen und in einem Brief an das Stadtparlament mehr und besser gepflegte Spielplätze einforderten.

Die Längsschnittanalysen zu den einzelnen Projekten zeigen, dass es sehr schnell zwischen den Haupt- und Nebenamtlichen aus Verbänden und Kirchengemeinden zu einer gelungenen und sinnvollen Arbeitsteilung kam. Während Sozialarbeiter und Sozialpädagogen ihre Kompetenzen in die Leitung, Organisation, das Management und die Sozialraumanalyse einbrachten, waren die Mitarbeitenden der Pastoral – in der Mehrzahl Pastoral- und Gemeindeferenten und –referentinnen – mit der Beziehungsarbeit zwischen den Menschen im Projekt und den Gemeinden und der Gewinnung von Ehrenamtlichen und Freiwilligen aus den Gemeinden beschäftigt. Der Traum von Klaus Dörner hat in vielen Projekten schon Gestalt gewonnen:

„Man stelle sich nur einmal vor, die für die ausgeladenen Hilfsbedürftigen einer Region zuständigen diakonischen Profis kehrten gemeinsam mit ihnen in die Region zurück und vereinigten sich mit den dortigen Kirchenbürgern; das ergäbe ein kaum zu schlagendes Modell an Bürger-Profi-Mix, an Ressourcendichte und damit an kommunaler Lebendigkeit“.<sup>9</sup>

Wenn Kirchengemeinden sich den sozialen Herausforderungen in ihrem Lebensraum verschließen, hat dies oft seinen Grund in nicht bewältigten Ohnmachtserfahrungen und Berührungängsten. „Wir können denen eh nicht helfen!“ Hier liegt die eigentliche spirituelle Herausforderung der Lebens- und Sozialraumarbeit. Die Menschen in den Brennpunkten wissen, dass Ihre Lage nicht von heute auf morgen veränderbar ist. Sie brauchen aber Menschen, die ihre Not sehen, sich an Ihrer Seite einfinden und bereit sind, mit ihnen den ersten Schritt zu setzen. Christen und Christinnen in den Gemeinden dürfen sich nicht in ihren Machbarkeits- und Fortschrittsphantasien einigeln. Wenn sie sich mit einem „langen Atem“ auf die schier unlösbaren Probleme einlassen, dann dürfen sie mit „Atem“ des Geistes rechnen, der all denen verheißt ist, die wider alle Hoffnung hoffen. Vielleicht liegt hier die eigentliche Aufgabe von Christengemeinden in sozialen Brennpunkten.

#### 4. Was passiert, wenn aus Bewohnern Akteure werden sollen?

Ein gelingendes Empowerment, der Aufbau partizipativer Strukturen in den Räumen und die Aktivierung der ressourcenarmen Bewohner bestimmten in den meisten Projekten die Zielvorgaben, die jedoch in der Durchführung zu modifizieren waren. Die Arbeit gestaltete sich dabei in drei Stufen. Am Anfang dominierten niederschwellige Angebotsstrukturen, die von den Bewohnern konsumiert werden konnten (Tafeln, Kinderläden, Beratungen, Übersetzungsdienste, Ämterbegleitungen, Angebote für Kinder, Hausaufgabenhilfe). Darauf aufbauend gab es Gruppenangebote, die sich an den Ideen und Initiativen der Bewohner orientierten. Schließlich bestand dann die Möglichkeit der Bewohner, in leitender Tätigkeit

<sup>9</sup> Klaus Dörner, *Leben und Sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem*. Neumünster 2007, 113.

Gruppen zu übernehmen, neue Gruppen und Initiativen zu gründen und dafür die Räumlichkeiten der Haupt- und Ehrenamtlichen zu nutzen. In einem Projekt, das sich an der reinen Lehre des Empowermentprinzips orientierte, hat es zehn Jahre gedauert, bis der Funke von den Initiatoren auf die Bewohner übersprang und die Menschen Schritt für Schritt sich aktiv auf die Gestaltung ihres Sozial- und Lebensraumes einließen. Dafür war der Mobilisierungseffekt umso nachhaltiger. Das Aushalten der Divergenzen zwischen Bewohnerzielen und den Vorstellungen der Projektträger bestimmte die konkrete Arbeit. Die Erwartungen an die Methoden lebensweltlicher und lebensräumlicher Arbeit konnten deshalb in den meisten der Projekte in Gänze nicht erfüllt werden.

## 5. Was können die lernen, die anfangen wollen?

Ich habe am Anfang davon gesprochen, dass es noch keine Theorie gibt. Aus den Projekten wissen wir eines sicher: Jedes Projekt läuft anders. Es gibt kein Modell, das zu kopieren ist. Trotzdem können Engagierte, die anfangen wollen bei den Projekten in die Lehre gehen und die Fehler vermeiden, die diese bereits gemacht haben. In dem Abschlussbericht nimmt deshalb die Beschreibung der Entwicklung der einzelnen Projekte breiten Raum ein. Einige fördernde und hemmende Faktoren zeichnen sich jedoch sehr deutlich ab, die an dieser Stelle nur kurz skizziert werden können.

### Fördernde Rahmenbedingungen:

- Übereinstimmung des Projektgebietes und des Lebensraumes der Menschen, die angesprochen werden sollen.
- Einigkeit der Initiatoren in den Zielvorgaben und eingesetzten Methoden.
- Schneller Schulterschluss mit inner- und außerkirchlichen Kooperationspartnern, die im Raum ebenfalls aktiv sind.
- Integration der Bewohner und Ehrenamtlichen in allen Phasen des Projektes.
- Positive Gestaltung von Personalwechseln.
- Einbindung von Gremien und Verantwortlichen aus Pfarrgemeinde, Kommune und Verband.

### Hemmende Rahmenbedingungen:

- Zu große Projekträume.
- Uneinigkeit der Initiatoren über Methoden und Ziele.
- Minimale finanzielle Absicherung.

- Planung an den Bewohnern vorbei.
- Zeitliche Vorgaben durch staatliche oder sonstige Geldgeber.
- Instrumentalisierung des Projektes.
- Zu schnelle Personalwechsel.

In den Berichten zu den einzelnen Projekten können diese Faktoren an Ereignissen und Konflikten weiter verfolgt werden. Lebens- und Sozialraumarbeit gibt es nicht zum Nulltarif. Wer anfängt spürt das Risiko und braucht einen langen Atem. Ein Aktiver aus einem Projekt, der es wissen muss, meinte:

„Das Potential ist da. Ob es gelingt, das herauszukitzeln, da wage ich keine Prognose!“

An einigen Orten ist es jedenfalls gelungen. Der Anfang ist gemacht.